

dtv

Ein kleiner Junge wählt den Notruf der Polizei. Er steht unter Schock, spricht in Rätseln, offenbar schwebt er in höchster Gefahr. Doch die Polizeibeamten kommen zu spät – der Junge und seine Familie wurden kaltblütig ermordet.

Acht Monate später. Thorsten Mohr, ein geschätzter Kollege der Abteilung für Kapitaldelikte der Zentralen Kriminaldirektion Frankfurt am Main, wird bei einer Razzia getötet. Mysteriös: Kurz vor seinem Tod hat Mohr die vorgeschriebene Schutzweste abgelegt. Aber warum? Die Kollegen sind ratlos, und bald deutet alles auf eine undichte Stelle in den eigenen Reihen hin ... Zur selben Zeit tauchen neue Beweise im Fall der ermordeten Familie auf, die Untersuchungen werden wieder aufgenommen.

Zwei erschütternde Fälle für die beiden erfolgreichen jungen Kommissarinnen Emilia Capelli und Mai Zhou. Diesmal müssen sie bis an ihre Grenzen gehen – und weit darüber hinaus.

Judith Winter, 1969 in Frankfurt am Main geboren, studierte Germanistik und Psychologie in Berlin und Wien und arbeitete viele Jahre in einem renommierten wissenschaftlichen Institut, bevor sie sich selbstständig machte. Nach Aufenthalten in Mailand und Paris lebt sie heute mit ihrer Familie in Konstanz.

Judith Winter
Sterbegeld

Kriminalroman

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Von Judith Winter
sind bei dtv außerdem erschienen:
Siebenschön (21489)
Lotusblut (21569)



Originalausgabe 2015
2. Auflage 2016

© 2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos von
Arcangel Images/Dave Wall

Die Gedichtzeilen auf S. 219f. stammen aus der Gedichtsammlung
›Advent‹ (1897). In: Rainer Maria Rilke – Die Gedichte, Insel Verlag,
Frankfurt a. M. und Leipzig 1992.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Stempel Garamond 9,5/12,4
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21616-6

Dies ist ein Roman, auch wenn einige der in diesem Buch beschriebenen Orte tatsächlich existieren. Einige Schauplätze habe ich der Geschichte, die ich erzählen wollte, angepasst. Andere sind frei erfunden – genau wie die Personen und Ereignisse, von denen dieses Buch handelt.

Prolog

*Die schönste List des Teufels ist es,
uns davon zu überzeugen,
dass es ihn nicht gibt ...*

Charles Baudelaire

Sein Atem ...

Sie hört ihn, dicht an ihrem Ohr.

Nichts anderes. Nur das. Ein ruhiges, gleichmäßiges Geräusch. Dennoch dringt es bis tief ins Mark ihrer Knochen. Wie eine Punktionsnadel, die von einem unsichtbaren Chirurgen mit gnadenloser Präzision geführt wird. Ein und aus. Ein stetes An- und Abschwollen von Schmerz und Entsetzen.

»Mach die Augen auf!«

Nein, denkt sie. Ich will nicht!

Ich KANN nicht!

Der harte, kalte Lauf der Waffe in ihrem Rücken belehrt sie eines Besseren. Sie ist nicht in der Position, sich zu widersetzen. Und noch darf sie sich nicht aufgeben. Noch ist nicht alles verloren. Noch gibt es den Hauch einer Chance. Für ihren Sohn. Für sie selbst. Vielleicht kann sie ihn irgendwie aufhalten. Oder aber er geht einfach wieder, wenn das hier erledigt ist.

Das hier ...

Wenn das hier erledigt ist ...

Eine Welle von Eis überschwemmt ihren Körper. *Was immer er vorhat.*

Noch vorhat, korrigiert ihr Verstand, und sie hat alle Mühe, nicht ohnmächtig zu werden bei dem Gedanken an das, was hier, ein paar Meter von ihr entfernt, geschehen ist. So nah, dass sie fast glaubt, die Wärme spüren zu können, die noch immer von dort ausgeht. Erlöschendes Leben. Blut. Tod.

Der Gedanke an ihre kleine Tochter legt sich um ihre Kehle wie ein Eisenring. Aber sie hat auch noch etwas anderes gesehen. Etwas, das ihr einen Schimmer von Hoffnung gibt. Etwas, das seinem wachen Blick entgangen ist. Für das es sich zu kämpfen lohnt ...

»Augen auf!«

Seine Stimme ist leise, fast zärtlich.

Aber das kann sie nicht täuschen. Er meint sehr ernst, was er sagt. Und wenn sie seinem Willen nicht entspricht, wird er keine Sekunde zögern, ihr das Genick zu brechen.

Ihre Augen brauchen einen Moment, um sich wieder an das Licht zu gewöhnen. Und noch immer spürt sie den Lauf der Waffe zwischen ihren Schulterblättern.

Wenn zufällig jemand da draußen im Garten stünde, denkt sie, während sich ihr Blick in die spiegelnde Scheibe der Terrassentür krallt. Dahinter klebt Novemberdüsternis. Wenn einer der Nachbarn vielleicht noch einmal vor die Tür gegangen ist, um zu rauchen oder verstreutes Spielzeug einzusammeln. Oder die Katze hereinzulassen. Sie klammert sich an den Gedanken wie ein Ertrinkender an einen Strohalm.

Wenn irgendwer durch Zufall zu ihnen hereinsähe ...

Zur Arbeitstheke. Zu dem, was er dort angerichtet hat.

Ein leises Schluchzen dringt aus ihrem Mund, es klingt so fremd, so weit entfernt, dass sie kaum realisiert, dass der Laut von ihr ausgegangen ist. Und doch bohrt sich die Waffe augenblicklich wieder fester in ihren Rücken. Wenn

da jemand wäre, betet sie sich in wachsender Verzweiflung vor, wieder und wieder. Wenn nur einer unserer Nachbarn zur rechten Zeit durch die Fenster zu uns hereinschauen würde ...

Mach dir nichts vor. Eure Nachbarn sind genauso berechenbar wie ihr selbst.

Milla und Andre, das nette Pärchen zur Linken, sitzen um diese Uhrzeit längst mit Chips und Bionade im Wohnzimmer, und das geht zur anderen Seite hinaus. Und Jason, ihr Sohn, ist zwar einer von den ganz Aufgeweckten, aber selbst wenn er tatsächlich noch wach sein sollte, hockt er vermutlich auf seinem Bett, das wie ein Rennwagen aussieht, und spielt auf seinem Tablet herum. So wie immer. Dafür steht Bernburgs auf der rechten Seite die Garage im Weg. Genauer gesagt sogar zwei Garagen, die haben sie absichtlich direkt nebeneinandergebaut, weil sie auf diese Weise alle ein bisschen mehr Abstand gewinnen. In dieser Gegend, wo die Parzellen klein sind und man für jeden Quadratmeter Boden ein kleines Vermögen auf den Tisch legen muss, ist das gar nicht unüblich.

Kaum zu glauben, denkt sie schauernd, aber bei der Planung dieses Hauses haben wir Abstand und Sichtschutz noch für eine gute Idee gehalten.

Wer hätte aber auch ahnen können, dass ...

Weiter kommt sie nicht, denn seine Hand, die andere, die keine Waffe hält, taucht mit einem rot-weißen Küchentuch neben ihrem Kopf auf.

»Und jetzt lächle!«

Sie schüttelt verständnislos den Kopf und versucht, ihn anzusehen, doch die Hand in ihrem Nacken duldet nicht, dass sie den Kopf wendet. Sein erschreckend ruhiger Atem an ihrem Ohr ist alles, was sie von ihm mitbekommt.

»Hast du nicht gehört?«

Sie schluckt. In ihren Ohren pocht das Blut wie ein

Presslufthammer. »Ich fürchte, ich verstehe nicht ganz, was ...«

Seine Hand biegt ihren Kopf zurück, und zum ersten Mal an diesem Abend kann sie ihm direkt in die Augen sehen. »Und jetzt«, flüstert er, nachdem sein Blick ihr klargemacht hat, was Sache ist, »halt endlich die Klappe und lächle!«

EINS

*Es ist gefährlich, anderen etwas vorzumachen,
denn es endet damit, dass man sich selbst
etwas vormacht.*

Eleonora Duse

I

Polizeieinsatzzentrale Frankfurt, 10. November 2014, 19.46 Uhr

- FRAP₂ Polizeinotruf.
ANRUFER Hallo?
FRAP₂ Ja, ich höre Sie ... Was ist Ihr Problem?
ANRUFER Meine Mama ... Sie blutet.
FRAP₂ Es tut mir leid, aber ich kann dich kaum verstehen. Du musst lauter sprechen.
ANRUFER Das geht nicht.
FRAP₂ Wieso nicht?
ANRUFER Sie können mich hören.
FRAP₂ Wer?
ANRUFER Sie sind unten. Sie müssen herkommen ... BITTE!
FRAP₂ Keine Sorge. Es wird alles wieder gut. Ich schicke sofort jemanden los, der euch hilft. Aber du musst jetzt ganz ruhig bleiben, okay? ... Sag mir, wie du heißt!
ANRUFER Leon.
FRAP₂ Wie alt bist du, Leon?
ANRUFER Sechs.
FRAP₂ Du machst das ganz toll, Leon. Und jetzt verrätst du mir auch noch deinen Nachnamen, ja?
ANRUFER Svensson. Leon Svensson. Aber ... Sie müssen herkommen ... Schnell! Es geht ihr schlecht!

FRAP₂ Du meinst deine Mama?

ANRUFER Ja.

FRAP₂ Okay, Leon, wo seid ihr, du und deine Mama?

ANRUFER Zu Hause.

FRAP₂ Ist sonst noch jemand bei euch?

ANRUFER Papa. Und Pippa. Aber sie antwortet nicht.

FRAP₂ Wer ist Pippa?

ANRUFER Meine Schwester.

FRAP₂ Wie alt ist sie?

ANRUFER ...

FRAP₂ Leon? Hörst du mich? ... Rede mit mir!

ANRUFER Drei ... Pippa ist drei, aber ... Sie bewegt sich nicht. Und ... Mama weint.

FRAP₂ Keine Angst, Leon. Meine Kollegen sind schon unterwegs. Sie sind gleich bei euch. Weißt du, wie die Straße heißt, in der ihr wohnt?

ANRUFER Spenderstraße.

FRAP₂ Prima. Und weißt du auch die Hausnummer?

ANRUFER Sechzehn.

FRAP₂ Okay, super. Du machst das richtig gut ... Ist das ein Haus oder eine Wohnung?

ANRUFER Ein Haus.

FRAP₂ Wo bist du gerade?

ANRUFER In meinem Zimmer.

FRAP₂ Ist das im ersten Stock?

ANRUFER Ja.

FRAP₂ Und deine Mama ist unten?

ANRUFER Ja. Sie weint.

FRAP₂ Hör mir jetzt gut zu, Leon. Du rührst dich nicht von der Stelle, bis die Polizisten bei euch sind, hast du mich verstanden? Geh

auf gar keinen Fall nach unten, ganz egal,
was passiert! Hörst du?

ANRUFER ...

FRAP₂ Leon?

ANRUFER Mama!

FRAP₂ Keine Sorge, die Kollegen sind gleich bei
euch. Und dann helfen sie deiner Mama,
versprochen. Aber du musst jetzt unbeding-
t weiter mit mir reden, verstehst du? So
kannst du deiner Mama am besten helfen
und ...

ANRUFER (*flüsternd*) Ich glaube, er kommt hier
rauf ...

FRAP₂ Wer? Dein Vater?

ANRUFER (*flüsternd*) Er ist auf der Treppe.

FRAP₂ Weißt du, wie man eine Tür abschließt?

ANRUFER (*flüsternd*) Ja. Aber ... Da ist kein Schlüssel
drin.

FRAP₂ Okay, Leon, hör mir zu: Du nimmst jetzt
das Telefon und versteckst dich! Hast du
verstanden? Such dir irgendeinen Platz, wo
er dich nicht sehen kann. Unter dem Bett,
zum Beispiel.

ANRUFER Aber ...

FRAP₂ Tu, was ich dir sage! Schnell!

ANRUFER ...

FRAP₂ Leon?

ANRUFER ...

FRAP₂ Leon, hörst du mich?

ANRUFER ...

FRAP₂ Leon!

Frankfurt-Eschborn, Spenderstraße,
10. November 2014, 19.58 Uhr

Von außen wirkte das Haus völlig normal. Hinter den hohen Fenstern brannte Licht, vor der Garage parkte ein silberner Audi, und neben der Haustür hing ein auf alt getrimmtes Holzschild mit der Aufschrift WILLKOMMEN. Daneben stand ein Weidenkorb mit Zierkürbissen.

Nichts wies auch nur im Geringsten darauf hin, dass hier erst vor wenigen Minuten etwas Schlimmes geschehen sein sollte. Und doch empfand Polizeihauptmeister Nico Kröger eine diffuse Bedrohung, als er gemeinsam mit seiner Kollegin Tonja Frentsch auf die erleuchtete Haustür zging. Kröger war Mitte dreißig und wahrhaftig nicht gerade das, was man zart besaitet nannte. Umso mehr erstaunte ihn die Gänsehaut, die sich beim Anblick des Hauses auf seinem ganzen Körper breitmachte, obwohl es für Mitte November außergewöhnlich mild war.

»Kannst du irgendwas hören?«, fragte Tonja, und ihm fiel auf, dass sie ungewohnt leise sprach.

Vielleicht spürte sie das Gleiche wie er ...

Er schüttelte den Kopf und machte ihr ein Zeichen zu klingeln.

Sie trat einen Schritt zurück, während der angenehm warme Dreiklang in der Stille des Hauses verhallte.

Eine gehobene Gegend. Neue Häuser mit neuen Carports und teuer angelegten Gärten, in denen Markenspielgeräte und TÜV-geprüfte Hüpfburgen um die Aufmerksamkeit des verwöhnten Nachwuchses buhlten. Kurzum: eine Gegend für junge Familien, in deren Leben Geld bestenfalls eine untergeordnete Rolle spielte.

»Soll ich noch mal?«, fragte Tonja, und Kröger registrierte die Anspannung in ihrer Stimme, auch wenn sie sich alle Mühe gab, cool zu klingen.

Er nickte und sah an der Fassade von Nummer Sechzehn hinauf. In den Katalogen des Bauträgers lief dieses quadratische graue Etwas bestimmt unter der Rubrik »moderne Stadtvilla«, doch Kröger empfand die puristische Schlichtheit als seelenlos. Was wird der Kasten gekostet haben?, überlegte er, während auch das neuerliche Klingeln seiner Kollegin nicht die leiseste Reaktion im Inneren des Gebäudes hervorrief. Dreihundertfünfzig- oder vierhunderttausend? Ohne Grundstück, verstand sich. Denn dafür legte man in dieser Gegend locker noch mal hundertachtzigtausend auf den Tisch.

Vielleicht doch ein Einbruch, dachte Kröger, und überrascht stellte er fest, dass er diese Vorstellung entschieden beruhigender fand als ... Ja, als was eigentlich? Er fühlte, wie seine Kiefermuskulatur verkrampfte.

»Es könnte auch ein Fall von häuslicher Gewalt vorliegen«, hatten die Kollegen in der Einsatzzentrale angemerkt. »Zumindest befindet sich offenbar auch der Familienvater im Haus.«

Warum ist es dann so still?, dachte Kröger mit wachsender Beunruhigung, während sein Blick an einem schmalen Fenster im Obergeschoss hängen blieb. Diese Stille war geradezu gespenstisch. Als ob eine finstere Macht einen Bann über diesen Ort gesprochen hätte. Zugleich hatte er das Gefühl, beobachtet zu werden, ohne dass sein Verstand auch nur das geringste Indiz gefunden hätte, das diese Annahme unterstützte.

»Seltsam, findest du nicht?«, bemerkte Tonja in diesem Augenblick, und Kröger registrierte, dass sie kurz über ihre Schulter blickte. Zur Straße, wo ihr Wagen stand.

»Was meinst du?«

Sie schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Es ist nur ... Ich hab irgendwie kein besonders gutes Gefühl bei der Sache.«

Ich auch nicht, dachte er. Doch das behielt er lieber für sich. »Sehen wir uns mal dahinten um!«, entschied er stattdessen.

»Okay.«

An der Schmalseite des Hauses führte ein gepflasterter Weg in den rückwärtigen Garten. Kröger ging voran, und instinktiv tastete seine rechte Hand nach dem Verschluss seines Holsters.

Die Sträucher, die das große, leicht abschüssige Grundstück begrenzten, würden noch ein paar Jahre brauchen, bis sie einen echten Sichtschutz boten. Und auch der Rollrasen war offenkundig erst im letzten Sommer verlegt worden. Mit seinen noch immer klar erkennbaren Bahnen wirkte er entschieden provisorisch. Fast so, als ob man ihn jederzeit wieder einrollen und mitnehmen könnte, wenn man zum Beispiel fliehen musste.

Kröger runzelte die Stirn. Er neigte nicht zu drastischen Assoziationen. Aber irgendetwas an diesem Haus machte ihm Angst. So viel stand fest ...

Automatisch suchte sein Blick die Nachbargrundstücke ab. Denn das hier war mitnichten eine Alleinlage. Im Gegenteil: In einer Gegend wie dieser war man von allen Seiten umgeben von Menschen, und genau das spürte man auch. Oder? Er lauschte. Doch bis auf ein entferntes Motorengeräusch war nichts zu hören.

Zögernd ging er weiter.

Die Außenbeleuchtung wurde über Bewegungsmelder gesteuert, der hintere Teil des Gartens zusätzlich von einer Reihe futuristisch anmutender Laternen erhellt. Und auch das Haus selbst schien vom Erdgeschoss bis unters Dach hell erleuchtet zu sein. Ein Umstand, der sich für Kröger

nur sehr schwer mit den Informationen in Einklang bringen ließ, die sie erhalten hatten.

Im Laufe der Jahre war er zu unzähligen Fällen von häuslicher Gewalt gerufen worden, und seine Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass nach dem Sturm in der Regel eine ganz spezielle Form von Ruhe einkehrte. Oft nutzten die Täter die Minuten, die nach einem Notruf zwangsläufig vergingen, um Ordnung zu schaffen. Um Blut fortzuwischen und das zerbrochene Geschirr zusammenzufügen. Und nicht zuletzt auch dazu, ihre Ehefrauen auf eine gemeinsame Version der Geschehnisse einzuschwören.

Aber traf das auch in diesem Fall zu?

War es im Haus mit der Nummer Sechzehn deshalb so still?

Hier ist viel zu viel Licht, dachte Kröger unbehaglich. Irgendetwas stimmt da nicht! Und auch mit Ruhe nach dem Sturm hatte das hier nur bedingt zu tun. Die Ruhe, die er meinte, war geprägt von schlechtem Gewissen, einer unterschwelligem Hektik und dem Bestreben, beim Eintreffen der Polizei eine möglichst glaubhafte Vorstellung abgeben zu können. Doch über diesem Haus hier ... Über diesem Haus lag etwas Lauerndes.

Die Formulierung, die sein Verstand gewählt hatte, ließ Kröger leise erschauern.

Etwas Lauerndes, Böses ...

Irgendeine dunkle Macht, die hinter diesen kahlen grauen Mauern gewütet hatte und deren Schatten noch immer da war, spürbar, mitten in diesem Meer von Licht.

An der Hausecke blieb Kröger stehen. Aus den Augenwinkeln sah er, dass seine Kollegin ihre Waffe gezogen und entsichert hatte. Nach allem, was die Leitstelle ihnen mitgeteilt hatte, war der Notruf durch einen Jungen erfolgt. Durch ein Kind. Der Gedanke verstärkte das Brennen, mit

dem sein Magen üblicherweise auf erhöhten Stress reagierte, doch Kröger schob ihn beiseite. Genau wie das Bild seines kleinen Sohnes, das für einen Augenblick vor ihm aufblitzte. Er musste sich auf die Fakten konzentrieren. Alles andere war nicht nur sinnlos, sondern im Zweifelsfall sogar gefährlich.

Der Junge, der in diesem Haus lebte, hatte die 110 gewählt und gesagt, seine Mutter sei verletzt. Er sprach von Blut und von einer Schwester, die sich nicht bewegte. Die Kollegin in der Einsatzzentrale hatten die Sache sehr ernst genommen. Und die wussten in aller Regel sehr gut einzuschätzen, wann es tatsächlich brannte – und wann sich jemand lediglich einen Scherz erlaubte.

Kröger spähte um die Ecke. Eine Terrasse aus Teakholz. Und bodentiefe Fenster.

Sie sind unten ...

Hinter sich hörte er die angespannten Atemzüge seiner Kollegin. Er bedeutete ihr, ihm zu folgen, und ging auf die erste der beiden Terrassentüren zu. Dahinter erkannte er eine elegante graue Couchgarnitur und an der Wand gegenüber einen riesigen Flatscreen-Fernseher.

Gardinen? Fehlanzeige.

Ein Leben auf dem Präsentierteller ...

Der Junge, der den Notruf gewählt hatte, war in großer Angst gewesen. Obwohl die Kollegin in der Zentrale alles getan hatte, um ihn zu beruhigen, war es ihr nicht gelungen. Wieder und wieder hatte der Sechsjährige beteuert, dass in seinem Elternhaus Schlimmes geschehe. Und irgendwann hatte er nicht mehr geantwortet ...

Vielleicht ist er den Anweisungen der Kollegin gefolgt und hat sich versteckt, überlegte Kröger. Doch wenn er ehrlich war, glaubte er nicht daran. Laut Protokoll hatte die Telefonverbindung noch exakt 105 Sekunden bestanden, nachdem Leon Svensson der Beamtin zum letzten Mal